

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 112.

Berlin, Montag den 17. September

1838.

### Australien.

#### Neu-Seeland und seine Bewohner \*).

Herr Polack, der Verfasser der in der Anmerkung genannten Reisebeschreibung, hat sich sechs Jahre lang in Neu-Seeland aufgehalten und also Zeit gehabt, sich mit den Sitten der Eingeborenen und den Hülfquellen der Insel vollkommen vertraut zu machen. Er hat jeden Theil des Landes bereist, hat die Neu-Seeländer in ihren Dörfern besucht, mannigfachen Verkehr mit ihnen getrieben, ihre Befestigungen besichtigt, die meisten Flüsse besichtigt und sich über den Umfang und Charakter einiger Distrikte, die bisher noch nicht genau untersucht waren, Gewissheit verschafft. Daher ist auch die Summe von Thatsachen, die er gesammelt, höchst ansehnlich, und der Bericht, den er uns von den Neu-Seeländern, ihren Sitten und Zuständen und ihrem gegenwärtigen Verkehr mit den Europäern giebt, das Vollständigste, was in dieser Hinsicht geleistet ist. Auch in historischer Beziehung ist das Werk des Herrn Polack sehr reichhaltig: gleich von vorn herein giebt er eine Skizze von den Fortschritten der Entdeckungen in der Südsee, von den Reisen Balboa's, Magellaens', Drake's und Cook's an bis auf die Französische Südsee-Expedition von 1837, und auch später kommt er in der Darstellung oft auf historische Daten und Uebersichten zurück, die hier ganz an ihrem Plage sind und den Werth des Werkes recht vollständig machen.

Der interessanteste und bei weitem bedeutendste Theil des Buches besteht in der Schilderung, die wir von den Eingeborenen bekommen, und wir heben einige von den bemerkenswerthesten Stellen hervor, woraus sich der Leser eine ziemlich treffende Vorstellung von dem Leben und Wesen dieser eigenthümlichen Race machen kann. Höchst charakteristisch hierfür ist die Rede, die ein Krieger in feierlichem Divan hält, als Herr Polack ein Dorf besucht, um dessen Bewohner zur Beschlichtung der Feindseligkeiten und zur Annahme freundschaftlicher Bündnisse zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit geht der Häuptling Terarau, ein häßlicher Mann von imponirendem Aussehen und stark tätowirt, in sein eigenes Haus voran, wo er, umgeben von einigen ehrwürdigen Männern und einem Haufen niedrigeren Volks, bereit ist, die Anrede Polack's zu vernehmen. Die Gruppe bildete einen Kreis, die Aeltesten setzten sich auf den Boden und bedeckten den Mund mit den Kleidern. Nachdem Polack seine Rede beendigt, erfolgte eine kurze Pause; endlich erhob sich einer von diesen grauen Alten, um den Haufen anzureden; sein Name war Motarou. „Erst brauchte er eine kurze Zeit, seine Gedanken zu sammeln, dann machte er in dem herumsiehenden Kreis kurze Sprünge hin und her und fing damit an, seinen tiefen Unwillen über meinen Versuch zu erklären. Er meinte, die Europäer überschwemmen das Land, so daß in kurzem alle Kämpfe aufhören würden, und welches Vergnügen bliebe dem Volk übrig, wenn sie nicht mehr ihre Feinde tödten und deren Köpfe als unbestrittene Zeichen des Sieges aufheben dürften? (Hier wies er mit seinem kurzen hant auf die Köpfe, welche uns gegenüber an Pfählen angepfählt waren.) Krieg sey seine Lust; dies wäre die einzige Freude seiner Vorfahren (topuna) gewesen, und so sollte es auch bei ihren Kindern seyn. Und war es so? Nein! Die Weißen seyen zu ihnen gekommen, und der Krieger sey gezwungen, Weibern und Sklaven Platz zu machen, die weiter nichts könnten, als Kähne rudern, Farnkraut zerstoßen und Flachs spinnen (wobei er diese verschiedenen Beschäftigungen nachahmte). Es würde nicht lange dauern, und nicht ein Feind würde sich finden, mit dem man kämpfen könnte — sie würden alle mitsammen Weiber und Flachsbereiter werden. Wer brauche Schießgewehr? Er wenigstens verstehe nicht zu zielen, und darum wären sie ihm unnützlich, und das müßten sie auch jedem Andern seyn; kaum thäten sie einigen Schaden im Vergleich mit den Waffen des Volkes, die ihnen von den Vätern des Landes überliefert worden. Er habe kein Verlangen, ein weißes Gesicht zu sehen; er habe gehört von Norden (er wies nach dieser Richtung), man habe einen Häuptling so weit gebracht, sich zu schämen, daß er seinen Sklaven tödte, und man sey gezwungen, die Körper heimlich und in der Stille aufzueffen. Ein so schänd-

liches Gerücht könne er kaum glauben. Nein, das könne, dürfe nicht wahr seyn! Eher würde er selbst alle weiße Männer auffressen, als einen so jämmerlichen Zustand ertragen. (Hier that er, als nagte er an seinen rechten Arm.)

Es entstand ein allgemeines Gelächter, woran ich Theil nahm, und das den aufbrausenden Alten selbst innerlich kitzelte; er fuhr fort: Nein, so lange er lebe, wolle er die Weißen kränken und jeden Morgen einen frischen Sklaven zum Imbiss nehmen. Selbst die Atuas des Landes seyen gegen die neuen Ankömmlinge aufgebracht (hier spielte er auf unsere Abenteurer in Verbindung mit Kamerari an). Und wohin gedente der Haufe zu gehen? Den Kaipara-Fluß hinab, an dem jeder Fleck geheiligt sey für einen Stamm Häuptlinge, die uns nimmer erlauben würden, an diesen Ufern zu landen, ohne ihren Zorn auf glänzende Weise kund zu geben. Nach seiner Meinung sollte kein Boot es wagen, Matatoki Wangaré (so hieß das Dorf) zu verlassen, und kein Weiber sollte sie wieder besuchen. „Sie wollen uns wohl überreden“, fügte er hinzu, „nicht Rache zu nehmen an den Waima-Stämmen, die unsere Wai-tapus zerstört, unsere Vorräthe aufgegraben und das Eigenthum unseres Volks gestohlen haben. Nimmermehr! Laßt den Flachs wachsen und unsere Wälder stehen; wenn wir Kleider brauchen, haben wir unsere Weiber, sie zu machen — (er hatte sieben Weiber, die Mägde ungerechnet); wollen wir Nahrung, so haben wir Sklaven, für uns zu säen; und an diesen soll's uns nie fehlen, so lange unsere Feinde leben. Kein Boot soll dies Dorf verlassen, und mag der Weiße in seine Wohnung zurückkehren. Die Stämme, bei denen er seinen Aufenthalt genommen, mögen uns jetzt Freunde seyn, aber waren sie nicht einst unsere Feinde? (Hier zählte er eine Reihe alter Fehden aus den Zeiten seiner Vorfäter her). Nein! mag der weiße Mann weggehen. Wer hat nach ihm geschickt? Er kam zu uns über's Meer — er hat uns gesehen. Was will er mehr? Er mag zurückgehen.“

Die Gesticulation des alten Herrn war so mannigfaltig und verschieden, wie seine Stimmung; dann und wann tanzte er mit großer Beweglichkeit, seinen grauen Bart im Winde schützelnd. Wie er die Fehden zwischen seinen und den Stämmen meiner Partei beschrieb, knirschte er vor Wuth und stampfte wild auf den Boden bei jedem neuen Beispiel, das ihm einfiel. Dann setzte er sich nieder unter Beifallmurren.

Es scheint eine Sitte der Neu-Seeländer, sich der wildesten Gesticulation zu bedienen, sobald sie große Versammlungen anreden. So sprach auch ein anderer Krieger, der es mit Motarou's Partei hielt, trotz des Zahnwechs, das ihn plagte, mit wüthendem Geschrei, Kopf und Schultern mit äußerster Beweglichkeit schützelnd, und wie er die Unbill nannte, die sein Stamm und seine Ahnen von den Waima-Stämmen erfahren hätten, schwang er seinen Speer mit so wilder, drohender Miene, daß der Mann wirklich nicht bei sich zu seyn schien; seine Augen traten fast aus dem Kopfe heraus, und sein Gesicht verzerrte er in scheußlichen Grimassen, deren Anblick allein Schrecken erregte. Ich fühlte mich merklich erleichtert, als er sich niederlegte. — Doch trotz dieser Wuth bekam man das Boot, und selbst der wilde Motarou wurde der Freund der Weißen.

Herr Polack nahm auch an einem Gastmahl im Hause des Häuptlings Theil, das in einem großen Eber bestand, welchen Terarau der besondern Gelegenheit zu Ehren getödtet hatte. „Es wurden Fackeln und große Feuer angezündet und nichts gespart, um das Schauspiel glänzend zu machen. Nach Tisch begann der haka, den wenigstens 350 Personen tanzten, mit einer taktmäßigen Uebereinstimmung in der Bewegung von Händen und Füßen, die eine reizende Wirkung hervorbrachte. Dem haka folgten eine Menge verschiedener Tänze. Die Speere wurden wie gewöhnlich geschwungen, doch von der Verwirrung und dem Lärm des Tanzes, womit wir am Morgen empfangen wurden, kam hier nichts vor; der Gesang war gleichfalls gedämpft und durchaus nicht unharmonisch, wiewohl unbeschreiblich wild: der Chor, an dem so viele Personen Theil nahmen, konnte in der stillen Nacht einige Meilen weit gehört werden. Nach den haka's trennte sich der Haufe in mehrere Gruppen, die ich jede einzeln besuchte, um mich ihres Wohlwollens zu versichern. Wie ich kam, stellten sie sich in Kreisen um mich herum, jeder begierig, den weißen Mann zu sehen und zu berühren. Meine Begleiter hatten ihnen einen ausführlichen Bericht von meiner Ge-

\*) New Zealand during a residence between 1831 and 1837. Von J. E. Polack. 2 Bände. London, 1838.

schichte und meinen Abenteuern gegeben, und nun wurde die kleinste That, die ich ausgeführt, in Gesängen gepriesen, wobei gewisse Punkte vorkamen, welche die zarte Nase einer gebildeteren Gesellschaft nicht ohne Erröthen besungen hätte. In diesen Nationalliedern bekam ich den unklassischen Beinamen waiwairoa oder Langschenkel, nicht weil meine untere Körperbildung sich durch einen besonders großen Umfang auszeichnet, sondern weil es eine Sitte des Volks ist, einander unterscheidende Namen zu geben, und auch Europäer versehen sie mit ähnlichen Beinamen.

Meine Gefährten versäumten nichts, was ihre erfinderischen Geister zu meiner Ehre anbringen konnten, denn dies, meinten sie natürlich, müßte auch auf sie einen Glanz zurückwerfen, und da sie ihnen einmal zufällig erzählten, mein Geburtsort sey die Britische Hauptstadt, die meine Leute das kainga no kingi Ordi oder das Dorf des Königs Georg nannten, so stieg mein Rang wenigstens um 300 Prozent; die guten Leute meinten, es sey überall wie bei ihnen, daß nur Stämme zusammenwohnen, die durch Blut und Ehe verwandt sind. Man nahm sogleich an, in meinen Adern fließe königliches Blut, und ich sey wenigstens ein winounga oder Vetter des großen Potentaten, der damals das Britische Reich regierte. Uebrigens ward ich deshalb von den Leuten nicht im Geringsten mehr geachtet; sobald der weiße Mann Geschenke machte und gern mit ihnen handelte, war es ihnen ganz gleichgültig, ob der Fremde ein Kaiser oder Kesselflicker sey.

Einige Musikanten unter diesen lustigen Gruppen beschäftigten sich mit den Nationalstücken, die gewöhnlich aus dem Schenkelbein eines armen Schelms gemacht sind, den diese Menschenfresser verschlungen haben. Diese Knochen oder iwi tangata waren an den Seiten durchlöcheret und wurden ganz wie die Europäischen Instrumente gespielt. Die Töne sind furchtbar unharmonisch.

Unter die sonderbaren Gewohnheiten dieses Volkes gehören die Kämpfe, die jedesmal einem Hochzeitsfest vorangehen. Sind Nebenbuhler da, so kämpfen sie um die Braut; der Sieger bekommt die Dame, und sein Gegner bekommt gewöhnlich Fisch, angeln und andere Kuriositäten, die ihn vollkommen zufriedenstellen. Nicht weniger merkwürdig ist das Fest der Hahunga, zur Feier der Thaten berühmter Todten von den verschiedenen Stämmen angeordnet. Die Gebeine der todten Krieger werden mit Muschelschalen von allem Fleisch reingeschabt, in einem Tapu-Strom gewaschen und auf den Begräbnisplatz gelegt. Von hier holen sie die Priester des Bezirks in Prozession ab und stimmen dabei einen aus Antistrophen bestehenden Gesang an; die Thaten der Verstorbenen werden dabei besonders verherrlicht, und die Geister derselben, die jetzt vergöttert sind, wachen über die Ceremonien der Hahunga.

Tätowiren ist unter den Neu-Seeländern allgemein gebräuchlich, doch ist es kein Merkmal verschiedener Klassen. Jedes Individuum tätowirt sich nach seinem Geschmack und ist an seinen besonderen Zeichen kenntlich. Die Zeichen werden auch zu verschiedenen Zeiten eingegraben zur Erinnerung an besondere Ereignisse — wenn z. B. ein Neu-Seeländer sein Herz verliert, punkirt er dies auf der Nase, und wenn er es wiedergewinnt, also nach der Ehe, macht er anderswo einen Einschnitt. In der Kleidung der Geschlechter ist kein wesentlicher Unterschied. Die vornehmste Nationalkleidung besteht aus Hundefellen, die so gearbeitet sind, daß der Häuptling sie um den Hals bindet, beinahe wie einen Spanischen Mantel.

Daß diese Stämme Menschenfresser sind, ist leider nicht zu bezweifeln. Herr Polack erzählt mehrere Fälle, die er selbst erfahren. Ihr Straf-Buch, nämlich, das sehr streng ist, bestimmt den Tod für Verbrechen, die anderswo nur mit Gefängnis oder Verbannung bestraft werden. Sie verschlingen die Verbrecher, die sie hinrichten, und freuen sich jedes Vorwandes, der sie mit Menschenfleisch versteht. Die Bosartigkeit, Verrätherie und Undankbarkeit der Neu-Seeländer sind beispiellos. Sobald sie in Wuth gerathen, begehen sie die schändlichsten Handlungen der Grausamkeit und des Treubruchs; doch zuweilen besänftigt sie das kleinste Geschenk, eine Feder, eine Flinte, eine Schale.

Herr Polack kaufte auch einige Ansiedelungen in Neu-Seeland, und da die Art des Kaufs von den Eingeborenen nicht nur an sich merkwürdig ist, sondern auch künftigen Ansiedlern in diesem Kannibalenlande gut zu wissen seyn mag, so wollen wir eine Stelle aus dem Bericht des Verfassers hersehen.

Die kleinen Kontrakte, die ich aufgesetzt, waren wörtlich aus William Penn's Vertrag mit den Nord-Amerikanischen Indianern entnommen. Ein Haufen verlangte Bezahlung, weil sie früher, vor vielen Jahren, Fische in der Bucht gefangen und sie am Ufer getrocknet hatten. Andere stützten sich auf ihre Verwandtschaft mit einem jungen Häuptling, der beim Erklettern eines Baumes, um die Karakä-Frucht herunterzuholen, von einem Ast fiel und beinahe den Hals gebrochen hätte. Ein unverschämter Kerl meinte, er habe ein Recht auf Bezahlung, weil er zu verschiedenen Malen in einem Gebüsch in der Nähe des Bunts geschlafen habe, und er schickte sich an, seine Zeugen zu rufen; aber diese waren zu begierig, ihre eigenen Forderungen geltend zu machen, als daß sie diesen Schlafansprüchen besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Kaum war dieser Haufe befriedigt, als eine neue Gesellschaft das Land betrat unter einem Häuptling, Namens Kapotai. Diese Leute waren Feinde der Vorigen, und die beiderseitigen Reden waren so voller Schmähungen, daß ich nichts Beringeres als einen Kampf zwischen beiden erwartete. Doch der Häuptling des ersten Haufens ließ sich Alles gefallen, bis der Name seines Weibes mit heissem Spott erwähnt wurde; jetzt trat er rasch

auf den Sprecher zu und drohte und benahm sich in dem Augenblick wie ein Häuptling; aber die heftige Röthe, welche die Schmähung auf seinem Gesicht hervorgerufen, verschwand bald, und er fiel in die vorige Apathie zurück. Er winkte seinen Leuten, die Boote zu besetzen, und folgte ihnen selbst nach, indem er sagte: „Eha, ti ou te oki?“ (Was kümmere ich mich um das, was Du sagst?) Dann fuhr er mit seinem Antheil von meinem Eigenthum ab.

Kapotai und ich verständigten uns bald; er schleuderte noch eine Menge Nationalstücke auf den Haufen, der uns verlassen, und meinte, selbst der Taniwoa, ihr Neptun, würde, wenn er mit ihnen zu thun hätte, überlistet werden, um wie viel mehr ein Löpel (moio) wie ich (ich verneigte mich bei diesem Compliment); und wenn ich nur thun wollte, was die Sitte erfordere, so sollte ich nur mit guten Männern zu thun haben, wobei er auf seinen Freund wies, den ehrwürdigen Haututu, und sich selbst. Ich antwortete ihm, ich hätte Gelegenheit, seine Aufrichtigkeit zu bewundern, da die Schmeichelei, wie ich sah, seinem Charakter fern lag; zuletzt fügte ich hinzu, bei näherer Bekanntschaft würde er gewis Fortschritte machen. — Wenn meine Worte keine Wirkung auf ihn machten, so gelang dies um so mehr meinen Geschenken, da er mit Haututu und seinem Sohn Kowai die Akte unterzeichnete.

## Frankreich.

Neues System des öffentlichen Unterrichts in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir könnten es auf die einfachste Weise folgendermaßen anfangen. Die Kammern setzen ein Jahr fest, von welchem auszugehen alle Steuerbaren ihres Bürgerrechts, d. h. der Ausübung ihrer Functionen als Wähler und Geschworene, verlustig gingen, wenn sie nicht über den Besitz eines Diploms sich ausweisen könnten, das ihnen beim Austritt aus der Kommunal-Schule nach bestandener Prüfung eingehändigt worden. Nehmen wir einmal an, daß diese Idee bereits realisiert worden sey; dann würden ein oder zwei Mal im Jahre an festgesetzten Tagen alle Lehrer eines Arrondissements von dem Unterpräfekten zusammenberufen werden, um unter dem Vorsitze eines würdigen Amtsgenossen eine Prüfungs-Jury zu bilden, deren Aufgabe es wäre, den sich bewerbenden Zöglingen das in Rede stehende Diplom nach dem Grade von Fähigkeit, den sie an den Tag gelegt, zu ertheilen oder zu verweigern. Die Zulassungsfähigkeit würde bestimmt durch geheimes Skrutinium und Stimmen-Mehrheit, die Prüfung von Fach-Lehrern übernommen. So würde das Wähler-System im Schoße des Volkes heimisch werden, immer weitere Verbreitung, je mehr diese Einrichtung zu den untersten Volksklassen hindurchdränge, und größere Unbestechlichkeit gewinnen. Nur davor müßte man sich hüten, die Kinder nach Stand und Alter zu sondern, was die beabsichtigte Einheit im Keime vernichten würde; die Tüchtigkeit allein gebe den Ausschlag, sie erhöhe den Glanz an der Grafen-Krone oder adle den Sohn des gemeinen Mannes. Um aber die Vortheile zu bestimmen, welche mit dem Diplom der Reife verbunden sind, müssen wir die jungen Leute von ihrer Entlassung aus dem National-Unterricht zu dem ergänzenden begleiten.

Der ergänzende, welcher auf jenen folgt, ist durch die Natur der Sache vorgeschrieben, er muß auf dem kürzesten Wege zu den verschiedenen Berufs-Arten führen. Zwei Vorwürfe treffen hier das bestehende Unterrichts-System in Frankreich, der einer falschen Benennung, die offenbar von unklaren Begriffen herrührt, und der Unvollständigkeit in seinen einzelnen Fächern. Also erstlich wozu die beiden Namen, secondairer und höherer, die nur dazu dienen, Verwirrung anzurichten? nicht nur die Schüler, sondern auch die Aeltern werden in ihrer irrigen Meinung bestärkt, als wenn beide Stufen von einander verschieden, einander entgegengesetzt wären, was ganz und gar nicht der Fall ist. Beide sollten niemals isolirt, für sich gefaßt, aufgezehlt werden, da es nur zwei Seiten eines Ganzen, Basis und Siebel, aber nicht zwei geschlossene Einheiten sind. Der secondaire Unterricht ist nur etwas Relatives, führt zu einem Resultat, wenn er von dem höheren das Diplom eines Baccalaureus erlangt, aber zu Nichts, wenn er dieses Ziel verfehlt. Jeder gebildete Franzose weiß, wie wichtig dieses Diplom ist, wie unerlässlich für die meisten höheren Berufs-Arten, auf welche man in Ermangelung desselben keine Ansprüche hat. Er ist unentbehrlich für das Studium der Rechte und Medizin, für den Eintritt in den Richter- und Advokaten-Stand, für die Zulassung in die Normal-Schule und die Erlangung des höheren akademischen Grades, etwa der Magister-Würde (bacheliers-sciences), welche hinwiederum zu der praktischen Ausübung der genannten Berufs-Arten erst berechtigt. Demnach ist der höhere Unterricht wesentlich derselbe, dem wir den Namen Fachs-Wissenschaft geben; aber nicht bloß für gewisse Carriären, wie bisher, zu fordern, sondern auf alle auszudehnen, den gelehrten Anstalten, welche sich mit dem Spezial-Unterricht beschäftigen, die ihnen fehlende Einheit zu geben und damit ihre Bervollständigung, ist das, was wir fordern. Die Kollegien und Seminarien würden auf diese Weise Vorbereitungs-Schulen für die Fakultäten seyn und, ohne die Grenzen des formellen Unterrichtes zu überschreiten, eine kräftige Grundlage der Fachs-Studien werden.

Die Carriären, welche dem Individuum offen stehen, lassen sich auf folgende zwölf Rubriken zurückführen: 1) Theologie,

2) Lehrstand, 3) Kriegsdienst, 4) Marine, 5) Verwaltung, 6) Ackerbau, 7) Manufaktur, 8) Handelsstand, 9) Jurisprudenz, 10) Arzneikunde, 11) gelehrte Studien, 12) schöne Künste. Vergleichen wir damit die bestehenden wissenschaftlichen Institute, so ergeben sich unmittelbar daraus die noch fehlenden: 1) eine Fakultät der ökonomischen, administrativen und politischen Wissenschaften, 2) eine der agronomischen, industriellen und kommerziellen, 3) Vorbereitungs-Schulen für jede von diesen beiden, 4) Gratis-Schulen für Agrikultur, Hortikultur, für Rindvieh-, Pferde- und u. s. w. Zwei mächtige Autoritäten unterstützen unsere Forderung, die erste der Fakultäten zu schaffen, die Namen eines Baron und Cuvier. — Die willkürlichste der absoluten Mächte, die einflussreichste Agentin der Anarchie, die freie Presse übt in Frankreich ohne Gegengewicht, ohne Kontrolle, unbeschränkt die Freiheit, ihre Lehrsätze zu verbreiten, im Interesse der Sache oder der Partei, welche sie vertheidigt, Wahrheit und Lüge in Gestalt von Verwaltungs-Theorien und Staats-Oekonomie auszustreuen, ohne eine Garantie an Fähigkeiten und Kenntnissen von den unterzeichneten Verantw. oder anonymen Redaktoren zu verlangen. Unbegreifliche Inkonsequenz! Darf man doch keine Schule eröffnen, keinen sprachlichen oder Unterrichts-Kursus ankündigen, bevor man nicht gewisse moralische und wissenschaftliche Garantien nachgewiesen hat, aber ein Journal kann man herausgeben ohne eine andere Förmlichkeit als eine nichtsagende Erklärung und eine vorgeschriebene Geld-Cautio. Und wozu ein Unterschied zwischen einer Schule und einem Journal! Die Schule kann ihre Räume nur einer kleinen Anzahl von Personen öffnen, während das Journal alle Barrieren und Stationen übersteigt und sein Publikum findet, wo nur die Sprache verstanden wird. Dem müßte gesteuert werden; die Factionen dürften nicht den Sieg über Ordnung und Recht davontragen, die Gewalt der Organisation nicht von den improvisirten Einfällen erkaufter Pamphletisten erschüttert werden, an der Blüthe der Civilisation nicht der Wurm nagen und die Früchte zerstören, welche eine reiche Aernde verheißt. Die Regierung hat sich viele dieser Uebel selbst beizumessen, weil sie keine entschiedene Anhänglichkeit für das Palladium der Verfassung zeigt und ihre Mittel zu wenig zusammenhält, um würdige Fach-Gelehrte zu unterstützen. Diesem Unwesen wäre schnell ein Ende gemacht, wenn die ökonomischen, administrativen und politischen Wissenschaften ihre Fakultäten, ihre Professoren, Vorlesungen und Journale hätten und die Redaction eines Blattes mindestens an die Erlangung eines Baccalaureats der Staats-Wissenschaften geknüpft wäre. In demselben Grade müßte sich die Anforderung in anderen Berufs-Kreisen steigern, so daß z. B. jeder Wähler oder Geschworene ein Diplom über seine Fähigkeit zu diesem Geschäft, jeder Deputirte aber außer den Alters- und Vermögens-Bedingungen einen akademischen Grad der neugegründeten Fakultät nachweisen können. Die gestörten Verhältnisse der Gesellschaft würden sich von selbst wieder in das rechte Gleis finden, es gäbe eine Aristokratie, aber die edelste, die des Wissens, die auf ihren Adel mit Recht stolz seyn könnte, ohne den Grundsatz der völligen Gleichheit auch nur im geringsten anzutasten; sie wäre keine erbliche, sondern mit jedem Jahre wechselnde und in ihrer Ausbreitung wohlthätige, das Wahlsystem würde erst die rechten Blüten treiben und die Journale zugleich Garantie und Kontrolle haben an der ausgebreiteten Kenntniß des Redacteurs in seinem Fache und der Bildung des Lesers.

Aber bevor sie an die Gründung einer solchen Fakultät ginge, müßte die Regierung nach reiflicher Ueberlegung mit sich einig werden, welchen Grundsätzen sie den Vorzug geben, welche Lehrer sie berufen, welche Vorlesungen sie anordnen und welche Tendenzen sie zum Gemeingut machen wollte. Dies würde noch manche ernstliche Berathung erheischen, ehe Alles im Gange wäre; denn in absoluten Staaten ist es vielleicht überflüssig, der Jugend Achtung vor dem Gesetze beizubringen, weil die Obrigkeit ohnedies das Schwert der Ordnung und Gerechtigkeit mit Schärfe handhabt und die Ehrfurcht vor dem Gebotenen den Einzelnen im Zaum hält. Anders stellt es sich in constitutionellen Ländern, wo der Bürger berufen ist, größeren Antheil an der Verwaltung zu haben, und die freie Presse, für und gegen sie Partei nehmend, das Ansehen der Staatslenker so leicht erschüttert; da muß das Heißsame sorgfältig abgewogen werden und kein verderblicher Samen das Herz der Jugend vergiften. Je mehr sich die Regierung durch ihre Wahl verantwortlich macht, desto größer muß ihre Sorgfalt darin seyn. Der Zustand der Verwaltung hat sich ferner ganz verändert. Sonst stand ein einziger Mann an der Spitze derselben, ein Richelieu, Mazarin, Colbert, und hatte man diese für eine nützliche Maßregel oder eine notwendige Reform gewonnen, so war sie so gut wie durchgeführt. Jetzt ist es anders; das Land macht Ansprüche, sich aus seinen eigenen Mitteln verwalten zu wollen, und man hat die Menge zu belehren, in ihr eigenes Interesse sie einzuweihen. Die öffentliche Meinung, dieser Richter, von dem keine Appellation mehr möglich ist, diese Macht, die keine Grenzen und keine Verantwortlichkeit hat, diese souveraine Herrin der constitutionellen Welt, theilt das Loos aller anderen Königthümer; sie hat ihre unweisen Rathgeber und ihre gefälligen Höflinge, welche ihre Launen und Einfälle mißbrauchen. Wenn aber die öffentliche Meinung in ihren Ansichten irrt, so ist dieser Irrthum gefährlicher als der jeder anderen und kann die schlimmsten Folgen für die Ruhe des Landes herbeiführen. — Immer mehr die echten, heilsamen Maßregeln einer guten Verwaltung verbreiten, die gesunden Ideen und Fortschritte der Oekonomie wie den Geschmack an den ernstlichen

Studien unter dem Volke heimisch zu machen, ist vielleicht das einzige Mittel, an die Stelle des flüchtigen, unbeständigen Wesens eine andere aufgeklärtere öffentliche Meinung zu setzen, die mit weniger Unstetigkeit und Willkür dieser ewigen Sucht nach Veränderung, welche ihrer Verfassungen wie ihrer Lenker bald überdrüssig ist, ein wünschenswerthes Ende mache.

So erfolgreich die Gründung dieser neuen Fakultät der ökonomischen, administrativen und politischen Wissenschaften wäre, so steht ihr die zweite für die agronomischen, industriellen und kommerziellen, wenn sie ebenfalls ihre Prüfungen selbst anzustellen und ihre akademischen Grade zu ertheilen befugt ist, an Wichtigkeit nicht nach. Fühlt aber die Regierung, daß das bestehende System des Unterrichts der Vervollständigung bedarf, warum beeilt sie sich nicht, die Lücken auszufüllen? sollte sie etwa weniger geneigt seyn, als sonst? oder sollen wir ihr aufzählen, was sie und ihre Vorgänger gethan haben? Die königliche Porzellan-Manufaktur in Sevres, die Gobelins-Tapissiererie, die jetzt vielleicht durch nützlichere dem Flor vernachlässigter Industrie-Zweige gewidmete Fabriken ersetzt werden könnte — die zahlreichen Anstalten, welche in Folge zeitgemäßer Bedürfnisse des Landes ins Leben gerufen wurden, als die Normal-, die Central-, die polytechnische, die Marine-, die Forst-Schule und eine Menge anderer Anstalten sind im Laufe von 40 Jahren mit großer Bereitwilligkeit von der Regierung gegründet worden. Und diesen beiden Bedürfnissen zu begegnen, sollte sie nicht Mittel oder Willen genug haben? — Auffallend ist es dagegen, daß die Zahl der während des Krieges errichteten Militair-Schulen in der Friedenszeit nicht abgenommen hat. Daher schreibt sich der Uebelstand, daß dieselben mehr Offiziere bilden, als in der aktiven Armee untergebracht werden können, eine mißliche Sache, die bereits die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Kammern in Anspruch genommen hat. Was geht daraus hervor? Daß, während in dem einen Zweige des Unterrichts Lücken und Mängel hervortreten, in einem anderen ein störender Ueberfluß sich zeigt, Alles in Folge eines schlecht organisirten Lehr-Systems. Niemand wird uns unsere Klage über die allzu große Beweglichkeit des Französischen Volkes selbst zuschieben wollen; denn gerade in Frankreich kann man weniger als irgendwo ein monumentum perennius auführen wollen, indem manche Einrichtung für ihre Zeit sehr gut seyn kann, aber ihren Einfluß verliert, sobald sie das Maß ihrer Wirksamkeit erfüllt hat.

Wir haben jetzt Rechenschaft zu geben, warum wir die agronomischen, industriellen und kommerziellen Wissenschaften in einer Fakultät verbunden wünschen, aber eine Trennung schien uns ganz unmöglich. Das Gesetz hat wohl vom Standpunkte des Rechtes aus einen Unterschied zwischen dem Ackerbauer (producteur agricole) und dem Fabrikanten (producteur industriel) festsetzen und den Letzteren als Handeltreibenden zu gewissen Abgaben verpflichten können, wovon es der Landmann freispricht; aber dieser Unterschied existirt nicht in der Wirklichkeit, er ist eben so willkürlich als gesetzlich, ist nur ein Zugeständniß, das der Gesetzgeber der ruralen Unwissenheit gemacht hat. Denn indem dieser seine Erzeugnisse ein- und verkauft, verfährt er genau so, wie der Fabrikant, der seine Stoffe roh einkauft, um sie in verarbeitetem Zustande zu verkaufen. Fachkenntniß und Handels-Geschicklichkeit sind dem Einen wie dem Anderen nach Maßgabe des Umfangs ihrer Geschäfts-Verbindungen nothwendig. Im Allgemeinen ist bei uns der Industrielle — gleich viel, ob Ackerbauer oder Manufakturist — nicht genug kommerziell; der Kommerzielle nicht mehr genug industriell; der Fabrikant bleibt zu fremd dem Ackerbau, und der Landmann dem Fabrikwesen. Durch die Vereinigung des Handels, der Manufaktur und des Ackerbaues in eine Fakultät wird man diesen Gebrechen abhelfen und zugleich die Quelle des Uebels auffinden und beseitigen, warum Frankreich in der Konkurrenz hinter England, Nord-Amerika und anderen Ländern zurückbleibt. Dieselbe Macht, welche, sobald sie will, Ingenieure, Aerzte und Advokaten bildet, kann in kurzem die bisherige Gestalt der Französischen Industrie verändern und durch Verweisung vieler Gewerbe aus den Städten auf das Land mit der Wohlfeilheit der Preise der neuen Staats-Oekonomie einen großen Triumph bereiten.

Weiß denn die Regierung allein nicht, daß sie einen magischen Ring in ihrer Hand hält, womit sie alle Kräfte sich unterthan machen kann? Kennt sie allein nicht die Gewalt des öffentlichen Unterrichts, der im Dienste eines weisen Gesetzgebers aus Sklaven freie und glückliche Nationen machen kann, und eben so das Gegentheil? Und weiß sie es nicht, so lerne sie aus einer Geschichte, die uns von Plutarch berichtet wird. Um den Lacedämoniern die Macht der Erziehung über die Natur zu beweisen, zog der große Spartanische Gesetzgeber Lykurg zwei Hunde auf, zwei Brüder, also Kinder einer Mutter, an derselben Brust genährt, wies aber, als sie entwöhnt waren, den einen in die Küche, wo man es darauf anlegte, ihn feist zu machen, den anderen hinaus in Feld und Wald, wo er an den Klang des Hornes und der Trompeten gewöhnt wurde. Eines Tages, als Lykurg eine Anzahl Spartaner mit sich versammelt sah, stellte er in einiger Entfernung eine volle Schüssel und einen lebendigen Hasen auf und ließ beide Hunde los. Was geschah? der Küchenhund feste der Schüssel, der Jagdhund dem Hasen nach. „Und doch sind es Brüder“, sagte Lykurg. (Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

Nouvelle Flore du Péloponèse et des Cyclades, entièrement revue etc. — Bon Chaubard und Bory de Saint-Vincent. Mit 42 Kupfern. Sol. Strasbourg. 72 Fr.

Meyer, M., manuel hist. de la technologie des Armes à feu, trad. p. Rieffel, avec des annotat. et des additions. 2e partie. — 71 Fr.  
 Une destinée; scène de la vie intime. — Von Mlle. E. Moreau.  
 Chemin de la vie, histoire de l'homme. Education sociale de la famille. (Introduction.) — Von E. Mortier. 3 Fr. Das Ganze giebt 4 Bde. in 48 Bst. Preis 24 Fr.  
 Lottres sur les Ulcérations de la matrice (métrorhagoïdes), et leur traitement. — Von J. Otterburg.  
 Revue de l'Orient et de l'Afrique, considérés dans leurs rapports avec l'Europe. — Erster Theil. Erste Lief. August 1838. Erscheint monatlich. Preis des Jahrgangs 18 Fr.  
 Statistique de l'île Maurice et ses dépendances, suivie d'un essai sur l'île de Madagascar. Oraé de 74 tabl. — Von Baron Linnerville. 3 Bde. 221 Fr.

## R u s s l a n d.

### Die Insel Hochland.

Der Dr. Ernst Hoffmann besuchte auf seiner geognostischen Reise von Dorpat nach Abo auch die Insel Hochland und theilt über dieselbe im Russischen Journal des Bergwesens folgende interessante Notizen mit:

„Ungefähr 60 Werst von Kunda liegt die zu Alt-Finnland und zum Friedrichshamischen Kreise gehörende Insel Hochland, in einer Entfernung von beinahe 60 Werst von der Stadt Friedrichsham. Die letzten zwei Dritttheile der Reise dahin führen durch die Finnischen Seeen, welche von der Insel Aspö mit ihren sie umringenden kleinen Inseln beginnen. In der Ferne erscheint Hochland in der Form dreier hoher, durch eine Ebene mit einander verbundener Berge; nähert man sich aber, so zeigt sich, daß die scheinbare Ebene keine gerade Fläche ist, sondern auch aus felsigen Bergen besteht, die sich jedoch nicht so hoch erheben, als die drei höchsten derselben.

Hochland ist 10 bis 11 Werst lang und nur 1½ bis 3 breit. Die Zahl der Bewohner beträgt 450; sie leben in zwei auf der Ostseite der Insel belegenen und 4 Werst von einander entfernten Dörfern. Das südliche dieser beiden Dörfer heißt Luanakilla (d. h. südliches Dorf) und das nördliche, größere, Pohyakilla (nördliches Dorf) oder Suurkilla (großes Dorf). Hier befindet sich eine kleine hölzerne Kirche, die nach der gewöhnlichen Form der Finnischen Kirchen die Gestalt eines Kreuzes hat; die Kirche ist von einem Gottesacker umschlossen, wo die arbeitsamen Insulaner in lockerem Sande, dem einzigen weichen Erdboden auf der ganzen Insel, ihre ewige Ruhe finden.

Die Insel gehört zur Pfarre des Predigers von Kämene, der sie jährlich zweimal besucht, Trauungen vollzieht, Neugeborenen und Sterbenden seinen Segen erteilt, während das Recht der Taufe und der Beerdigung dem Kirchenältesten überlassen ist. Dieser verrichtet Sonntags den im Absingen geistlicher Lieder und Vorlesen aus der heiligen Schrift bestehenden und von allen Bewohnern der Insel mit exemplarischer Andacht verrichteten Gottesdienst.

Die Hochländer sprechen Finnisch und verstehen auch Ehnisch. Ihre Häuser sind besser gebaut, als die der gemeinen Leute in Finnland, und überhaupt findet man im Innern der Hochländischen Wohnungen mehr Reinlichkeit und Ordnung. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Wohlstand der Hochländer zur Zeit ihrer Hochzeiten wahrzunehmen, die bald nach meiner Ankunft begannen. Die Hochzeitsbelustigungen fangen gewöhnlich einige Wochen nach der Trauung an, die der Prediger während seines dortigen Aufenthaltes, der meistens vor dem Eintritt der Fischfangszeit stattfindet, selbst vollzieht. Nach der Trauung bleibt die junge Frau bis zum Schluß des Fischfanges noch im Hause der Aeltern, theils, um unterdessen den Jhrigen in der Wirtschaft beizusehen, theils, weil die Hochzeitsfeierlichkeiten von dem Gelde bestritten werden, welches die Fischerei durch Verkauf der Fische am festen Lande einbringt; gewöhnlich macht der Familienvater dann die zur Hochzeit unerlässlich nöthigen Einkäufe an Lebensmitteln u. s. w. Zur Feier, welche zwei Tage dauert, wird das ganze Dorf eingeladen. Zuerst wird im Hause der Aeltern und dann in der Wohnung des jungen Paares gespeist, getrunken und getanzt. Zur Ehre der Hochländer muß ich bekennen, daß, ungeachtet des Ueberflusses an hitzigen Getränken, ihre Lustigkeit sich immer in den Grenzen des Anstandes erhielt. Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in Hochland sah ich keinen einzigen Betrunknen. Auf der ganzen Insel giebt es kein Wirthshaus: Reisende finden herzliche Aufnahme bei jedem Einwohner, und wer sich mit grobem Brod, Butter, Milch und Fischen begnügen will, darf, ohne sich mit Lebensmitteln zu versehen, diese kleine Insel dreist besuchen.

Der Gartenbau ist auf Hochland sehr unbedeutend. Stellenweise nur sieht man spärlich bearbeitete Erdschollen, auf denen vielleicht hundert Kartoffelpflanzen Platz haben. Roggen wird aus Mangel von Ackerland gar nicht gebaut: die Einwohner müssen ihn kaufen. Der Fang des Breilings im Sommer und des Seehundes im Winter ist die einzige Beschäftigung der Hochländer. Für die Seehundsjagd halten sie eine Menge Hunde, welche die Nester dieser Thiere im Schnee aufsuchen und die Jungen fangen, bevor es diesen gelingt, sich aus der Oeffnung, die jedes Nest hat, unter das Eis zu retten. Die solchergehalt gefangenen jungen Seehunde dienen als Lockspeise für die alten. Man sticht ihnen nämlich mit eisernen Spießen zwischen Fell und Rippen quer durch den Leib; diese Spieße sind in ihrer ganzen Länge mit Widerhaken versehen; am Ende derselben befindet sich

ein Ring, an welchem ein Strick befestigt wird. In diesem Zustande läßt man die armen Thiere unter das Eis: ihr klägliches Geschrei zieht die alten Seehunde herbei, die sich alle Mühe geben, ihre Jungen zu retten, und dadurch selbst Opfer ihrer Kindesliebe werden, indem sie auf den Widerhaken sitzen bleiben.

Die Hochländischen Felsen sind mit Fichten und Rothbäumen bewachsen; Stürme und Nachlässigkeit der Bewohner thaten den Wäldern großen Schaden. Die Flora der Insel gleicht der Finnländischen. An Bergprodukten giebt es Porphyr, Granit, Gneiß und Diorit. Hochland kann mit allem Recht eine Porphyr-Insel genannt werden. Es bietet ein sehr interessantes Beispiel der stufenweisen Erhebung aus dem Horizont des Meeres. Auf den 430 Fuß hohen Porphyrbergen von Launakerki liegen große Granitmassen. Diese Erscheinung spricht für ein Emporsteigen, jedoch ein so allmäliges, daß jene Granitmassen sich auf den Bergen erhalten konnten, während sich die Insel aus dem Meere erhob.

### Bibliographie.

Unterhaltungen mit Kindern über Aeronomie und über den Himmel. Von S. Selenski.  
 Notizen eines Offiziers während der Jahre 1812, 13 und 14. Von Fürsten N. Solihin.  
 Chan-wi-ni-min, oder Ehnische Grammatik. Von Vater Hvacinth.  
 Das Nawa-Album. Von N. Bodileff.  
 Versuch einer Theorie der Mistair-Geographie. Von Oberst-Lieutenant P. Jaiskoff.  
 Briefwechsel und Erzählungen eines Russischen Invaliden.  
 Russische Märchen, erzählt von Iwan Bannenko.  
 Memorandum der Landwirthschaft, enthaltend einen Leitfaden zur Verrichtung der ländlichen Arbeiten in den verschiedenen Jahreszeiten. Von Baron Carl von Wittenheim.

## M a n n i g f a l t i g e s.

— Christliche Sanskrit-Literatur. Ein Britischer Gelehrter in Ostindien, Dr. Mill, hat unter dem Titel „Krista Sandschita“ (Christi Leben) in Alt-Indischer oder Sanskrit-Sprache und im Versmaße der Schastra's eine meisterhafte episch-didaktische Dichtung erscheinen lassen, worin er die Mythen des Evangeliums den Brahmanen — denn nur von dieser Kaste wird die heilige Sprache noch verstanden — zugänglich macht. Dieses Buch soll von den gelehrten Hindu's mit eben so viel Staunen als Begierde gelesen werden. „Als ich“, so erzählt ein Engländer im Asiatic Journal, „auf meiner Reise nach den nördlichen Provinzen in Chunar verweilte, besuchten mich fünf Brahmanen, denen ich die „Krista Sandschita“ vorlegte. Alle lasen darin und fanden die Diction, bei vollkommener Korrektheit der Sprache, so schön, elegant und hochpoetisch, daß ich Mühe hatte, sie zu überzeugen, der Dichter sey ein Europäer. Sie nannten seine Arbeit ein Wunderwerk und ihn selbst einen Halbgott.“

— Der jetzige Kaiser von China. Es sind jetzt achtzehn Jahre, seitdem Tao-kuang\*) den Chinesischen Thron bestieg. Es würde vielleicht sehr schwer werden, von diesem guten alten Manne ein treues Bild zu entwerfen. Nur Wenige wissen auch nur das Geringste von ihm; aber der böse Leumund hat seinen Charakter noch nicht bestreift. In seinem Privatleben soll er ein vorzüglicher Mensch seyn, der seinem Hausstande musterhaft vorsteht. Zur Verwaltung seines ungeheuren Reiches scheint er aber keinen sonderlichen Beruf zu haben; auch sagt man, daß er, im Gefühl dieser Schwäche, die Lasten des Staates lieber auf fremde Schultern lege; doch ist er wenigstens in der Wahl seiner Minister immer glücklich gewesen. Auch diese scheinen nicht eben große Staatsmänner zu seyn; aber sie sind mit den Wünschen und Neigungen ihres Gebieters gründlich vertraut und erfüllen diese Wünsche, indem sie die öffentliche Ruhe erhalten. Tao-kuang hat keine stürmische, wildbewegte Zeiten erlebt, wie seine Vorgänger; seine Geduld und Klugheit sind nicht auf die Probe gestellt worden; wenn aber irgend eine große Katastrophe sich ereignete, die neue, kräftige und noch unversuchte Maßregeln nothwendig machte, so würde er ohne Zweifel erliegen müssen. Trotz der inneren Ruhe China's und der vollkommenen Sicherheit seiner Grenzen, die kein Weltstürmer aus Mongolischem oder Türkischem Stamme mehr bedroht, zählen die Chinesen doch die Regierung ihres jetzigen Kaisers nicht zu den glücklichen, weil bis jetzt fast kein Jahr verfloßen ist, in dem es nicht Erdbeben, Ueberschwemmungen oder Hungersnoth gegeben hätte.

— Deutsches aus Spanien. Mit der Ueberschrift Artes y artistas en Inglaterra y Paris enthält die Gaceta de Madrid vom 1. September eine ausführliche kritische Anzeige der „Kunstwerke und Künstler in England und Frankreich“ vom Galerie-Direktor Dr. Waagen in Berlin. Aus Spanien, wo Deutsche Bücher die größte Seltenheit sind, ist uns bisher noch niemals eine kritische Anzeige von Werken zugekommen, die kurz vorher erst in unserem Vaterlande erschienen waren. Wir dürfen diese Erscheinung daher als einen neuen Beweis ansehen, daß einerseits in Spanien der Sinn für Kunst und Wissen wieder erwacht sey, und daß andererseits die Kenntniß unserer Literatur im Auslande immer mehr Fortschritte mache.

\*) Tao-kuang (nicht der Vernunft) ist eigentlich nicht der Name des Kaisers, sondern das Prädikat seiner Regierung.